

Notizen im April

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **56 (1985)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Notizen im April

Zweimal ein knappes, nicht sonderlich überzeugendes Ja und einmal ein Nein: Enttäuschung und Frust im Lager der Neuverteiler? Nach der eidgenössischen Volksabstimmung vom 10. März erschien in der «NZZ» unter dem Titel «Amputierung der Aufgabenneuverteilung» ein überaus säuerlicher, griesgrämiger Kommentar. Das Ergebnis zeige einmal mehr, schrieb der Chef der Inlandredaktion, Nationalrat Kurt Müller, «dass es grosse Würfe in der Schweiz generell schwer haben». Das Nein des Souveräns zur Kantonalisierung der Ausbildungsbeiträge breche einen weiteren wichtigen Stein aus dem «Gebäude der Aufgabenneuverteilung», nachdem bereits das Parlament «entgegen den ursprünglichen Absichten» beschlossen habe, die Wohnbauförderung beim Bund zu belassen und die Justizheime auch in Zukunft durch den Bund zu subventionieren. Selbst wenn «einige wesentliche Teile» der Neuverteilung auf dem Gesetzesweg bereits beschlossen und ein zweites Massnahmenpaket in die Vernehmlassung geschickt worden sei, bestehe nun doch die Gefahr, «dass die Aufgabenteilung mit der von ihr gewollten Stärkung des Föderalismus ein Torso bleibt». Wörtlich und gleichsam mit erhobenem Zeigefinger fügte der Schulmeister vom rechten Seeufer hinzu: «Es wird zusätzlicher Anstrengung bedürfen, um der Idee zum Durchbruch zu verhelfen.»

Das «Gebäude der Aufgabenteilung» ein grosser Wurf? Du meine Güte: grosser Wurf! Was in Teufels Namen offenbar weiterhin erzwängt und zum «Durchbruch» gebracht werden soll, ist nicht bloss eine schöngeistige Sonntagsidee, sondern weit eher eine wirklichkeitsferne, aber gerade deswegen virulente Ideologie, deren «Väter» so schnell nicht zurückstecken.

Es gibt heute «linke» und «rechte» Ideologen, gegen deren menschenfeindliche Planspiele sich der Bürger zur Wehr setzen muss. Die von Leuten aus der «rechten» Ecke mit zäher Beharrlichkeit gehätschelte abstrakte Konstruktion, deren Anfänge in die frühen siebziger Jahre zurückreichen, hat sich zunehmend als Luftschloss verdächtig gemacht. Es war ein Rosstäuscherkniff der Urheber und Mitläufer dieser Ideologie, die ausschliesslich finanzpolitischen Absichten hinter dem Mantel einer Stärkung des Föderalismus in der Schweiz zu verbergen, und der Stimmbürger hat denn auch nicht gegen den Föderalismus, sondern höchstens gegen ein Täuschungsmanöver dieser Ideologen votiert. Nicht zufällig haben doch die echten Föderalisten des Welschlandes den scheinheiligen Architekten des Luftschlosses durch ein geschlossenes Nein ein paar saftige Watscheln auf alle vier Backen verpasst. Der Zürcher Kurt Müller hätte sich besser den Berner Kollegen Werner Martignoni, der aus dem Abstimmungsergebnis ein paar

zutreffende Schlüsse zog, zum Vorbild wählen sollen. Statt dessen erliess er seinen oberlehrerhaft anmutenden Aufruf zu vermehrter, zusätzlicher Anstrengung für den «Durchbruch», der lediglich den Eindruck der Unbelehrbarkeit erzeugen kann.

Es ist ja schliesslich niemals schädlich, an und aus einem Ereignis zu lernen; es ist auch keine Schande, ein wenig gescheitert zu werden. «Das sind die Narren, die im Irrtum verharren», sagt das Sprichwort. «Und das sind die Weisen: die vom Irrtum zur Wahrheit reisen.» Im Bundeshaus und in der «NZZ» sieht unsereins die rechthaberischen, unbelehrbaren Zwänger nicht gern. Zürich hat einen Namen wegen Zwingli, nicht wegen einem Zwängli, der Müller heisst.

PS: Niemand soll, absichtlich oder nicht, mich missverstehen: Was das Bundeshaus als Institution betrifft, fehlt es mir nicht an der nötigen Wertschätzung. Das gilt auch für die «NZZ». Diese Wertschätzung hebt jedoch die Wahrheit des zitierten Sprichwortes nicht auf.

*

Als vor vielen Jahren der südafrikanische Arzt Christian Barnard erstmals einem Menschen das Herz eines Organspenders einpflanzte, überschlugen sich die Zeitungsleute in ihren Berichten vor Begeisterung über die Pioniertat des Helden im weissen Schurz. Doch heute bringen es die Organtransplantationen, die zu medizinischen Routinefällen geworden sind, kaum noch zu einer Zehn-Zeilen-

Franz Pfyffer Jun. Dipl. Fotograf

Industrie- und Werbefotografie

Speziell für Heime, Handel und Gewerbe:

- Architekturaufnahmen
- Produktaufnahmen
- Reportagen:
 - Heimleben
 - Fertigungsprozesse
- Prospekte

Atelier:
Mariahilfgasse 9, 6004 Luzern

Tel. 041 51 22 66

Rufen Sie unverbindlich an

Notiz. Wir haben uns schnell daran gewöhnt, dass der Mensch nicht mehr leibhaftig ist, sondern nur einen Körper hat, dem sich Ersatzteile einbauen oder entnehmen lassen: L'homme machine auch noch am Ende dieses Jahrhunderts. Sofern es die Menschlichkeit des Menschen überhaupt gibt, wird sie von derlei äusseren, medizinisch-technischen Eingriffen nicht berührt. Man darf sogar vermuten, sie sei ihm zusammen mit der Leibhaftigkeit fast völlig abhanden gekommen. Anfang März freilich kam in Tucson, Arizona, ein 32jähriger Patient, dem erst das natürliche Herz eines Spenders und wegen Versagens innert dreier Tage auch gleich noch ein Kunstherz verpasst wurde und dem zu einem späteren Zeitpunkt nochmals eine natürliche Blutpumpe eingebaut werden soll, immerhin auf ganze 22 Zeilen. Wenn das künstliche Ding in der Brust des Mannes so lange funktionstüchtig bleibt und er nicht vorher verenden muss, kann er im Spital die Tage und Wochen zählen, bis die Ärzte den natürlichen Ersatzteil eines weiteren Spenders zur Verfügung haben. Die Gesundheitsbehörde im Land der unbegrenzten Möglichkeiten soll allerdings die Sache näher untersuchen. Man kann sich wohl fragen, was die bestellten Beamten in diesem Fall eigentlich suchen wollen. Auf den menschenfreundlichen Arzt, dem die Integrität der leibhaftigen Person des Patienten heilig ist, werden sie gewiss nicht stossen. In den Operationssälen des Spitals von Tucson, Arizona, werden sie hingegen virtuose Chirurgie-Techniker finden, die es nicht verstehen werden, warum der menschliche Körper noch mehr und noch anderes sein könnte als ein Experimentierfeld und ein Ersatzteillager für die Chirurgie. Das Selbstverständnis dieser Leute ist keineswegs neu. Schon vor 200 Jahren wurde es vom Aufklärer Lichtenberg auf die berühmte Formel gebracht: «Wir fressen einander nicht, wir schlachten uns bloss.»

*

Im griechischen Wort «Chirurgie» steckt das Wort «Hand». Die menschliche Hand und erst recht die Hand des Chirurgen ist in gewissem Sinne heute ein Erkenntniswerkzeug. Was sich von ihr greifen, begreifen, messen und machen lässt, gilt als wissenschaftlich bewiesen. Das ist das wichtigste Merkmal der von Galilei vor rund 350 Jahren begründeten, mittlerweile von Hinz und Kunz als sakrosankt anerkannten Nuova Scienza. In ihr hat das Handeln und Machen, die Handlung als Experiment, einen unbestrittenen Vorrang vor dem Denken. Die moderne Wissenschaft experimentiert und denkt nicht. Deshalb werden die Ärzte von Tucson und anderswo weiterhin experimentieren und alles machen, was machbar ist, weil nur das im Experiment als machbar Erkannte den Rang des wissenschaftlich Bewiesenen hat.

Die Nuova Scienza des Galilei ist freilich heute nicht mehr ganz unangefochten. Der Physiker Walter Heitler wäre in diesem Zusammenhang wohl zu nennen oder der Informatiker Joseph Weizenbaum («Nur ein Wunder kann uns retten...») oder der Biologe Adolf Portmann oder der Chemiker Max Thürkau. Der Basler Max Thürkau sagt: «Die Hand, dieses Werkzeug der Werkzeuge, beweist, dass der Mensch in anderen Dimensionen lebt als das Tier. Von Instinkten und Trieben gelenkt, vermögen die Tierpfoten die dem Tier gemässen Wohnräume zu bauen. Im Gegensatz zu den Häusern der Menschen bleibt die Architektur der Tierbauten meist über Jahrtausende unverändert. Die Tiere haben keine Geschichte, weil sie weder Geist noch

Freiheit haben.» Zur Freiheit berufen ist nur der Mensch. Er ist kein Tier, das sie nicht braucht, und er ist nicht ein Engel, der sie niemals missbraucht.

Somit ist es eine folgerichtige, keineswegs unziemliche oder übertriebene Feststellung, dass in der Geschichte der menschlichen Architektur die geistige Gestaltungskraft des zur Freiheit berufenen Menschen sichtbar werde. In den Bauten der modernen Spitäler wird, gleichfalls keine Übertreibung, wohl in extremer Weise sichtbar, von welcher Art die Wohnungen sind, die wir, auf wissenschaftliche Beweisbarkeit und auf Machbarkeit erpicht, heutzutage zu bauen pflegen: Wir machen Häuser, die sich für die Determinierung des Menschen eignen. Wie sollen wir uns in ihnen je heimisch fühlen? Ausserdem: Es werden nicht nur Spitäler gebaut, sondern auch Wohnhäuser, auch Heime, Alters- und Pflegeheime, Heime für Behinderte... Man schimpft über die Heime und baut sie doch. Die Bauten sind voneinander unterschieden, kein Bau ist völlig gleich wie der andere, und doch sind sie, aussen und innen, zumeist von tödlich kalter Monotonie.

*

Nun ja doch also: Vor dem beschriebenen Hintergrund – die Beschreibung beginnt mit dem Abstimmungskommentar der «NZZ» – entfaltet sich das Tagungsthema «Das Heim – eine Heimat?» der Jahresversammlung des VSA in Chur. Gewiss wird der Leser bemerken, dass zum Titel ein Fragezeichen gehört. Ist denn Heimat überhaupt noch gefragt und soll ein Heim für die Menschen, die darin leben und wohnen (müssen), noch Heimat sein? Warum ziehen die, die im Heim arbeiten, aus und verlassen nach Ableistung ihres täglichen Pensums mehr oder weniger fluchtartig den Arbeitsplatz? Soll der Mensch in den Häusern, die er baut, noch richtig «hausen» und sich wohlfühlen dürfen? Das heroisch tönende Wort vom «unbehausten Menschen» oder vom «Zigeuner am Rande des Universums» geht um wie das Manifest von Marx. Klingen für moderne Ohren Heim und Heimat nicht schaurig provinziell? Wir haben doch gelernt und wissen, wie man Organtransplantationen durchführt oder Häuser baut, die sich fürs Definieren und fürs Fertigmachen eignen. Wie liessen sich allenfalls auch Häuser bauen, Heime schaffen, in denen Menschen, die keine haben, Heimat finden, wenn sie sie suchen? Jean Gebser gibt Antwort auf diese Frage. Seine Verse hat mir Ulrich Seiler gekickt, der in Chur zu den VSA-Leuten sprechen wird. Er wird es mir hoffentlich nicht verübeln, wenn ich die Gebser-Verse hier folgen lasse, statt sie im Tagungsprogramm abzudrucken:

*Wo wohl wohnen wir,
wo ist uns Heimat?
Auch im Drüben; und Hier,
irgend an einer Statt*

*des Himmels, der Erde:
das ist Vorübergang,
nicht ohne Beschwerde
und voller Abendklang.*

*Wirkliches Wohnen ist nur
im Herzen derer, die lieben;
dort ist die goldene Spur
heimatlich unvertrieben.*